

Dolores Schmidinger

# Ich hab sie nicht gezählt

*Eine unartige Biografie*



K&S

## ..... Vorspiel .....

**W**ir schreiben das Jahr 2011, ein junger Mann liegt in meinem Bett. Das Bett ist das einzige Möbelstück, das am richtigen Platz steht. Ich bin gerade umgezogen in diese hübsche Mietwohnung mit Garten und überall stehen Kartons herum. Auf dem Boden verstreut liegen Küchenutensilien, Bücher und Kleidungsstücke.

Der junge Mann ist blond und hat einen golden gebräunten Körper, keine Brusthaare und riecht nach Naturkosmetik. Kennengelernt habe ich ihn vor drei Stunden in einem Tanzlokal namens „Jenseits“. Ich war mit meinem platonischen Freund Andi auf Beisltour und wir sind schließlich dort gelandet. Der junge Mann laberte gerade den Barkeeper mit einem Redeschwall zu, und als ich mir ein Cola bestellen wollte, hat er mich beim Arm gepackt und mich auf die Tanzfläche gezogen. Ich habe aber auch besonders gut ausgesehen, heute Abend. Mit meiner knallengen Jean, der weißen Rüschenbluse und einem schwarzen Hut mit aufgestellter Krempe.

Der Andi hat sich irgendwann mit Zeichensprache verabschiedet und mich mit dem jungen Mann allein gelassen. Der war ziemlich aufgedreht, mit stecknadelkleinen Pupillen in seinen herrlich blauen Augen, und er wollte auf der Stelle mit mir schlafen. Drum liegt er jetzt in meinem Bett.

Er ist ein guter Liebhaber, aber er hat einen kleinen Fehler: Er winselt beim Küssen. Das ist gewöhnungsbedürftig. Er legt den Kopf auf meine Schulter und macht Laute wie ein kleiner Hund, der gestreichelt werden will. Dann rutscht er

mit dem Kopf stückweise hinauf, küsst mich, und zwischen den Küssen winselt er weiter. Ich muss mich konzentrieren, damit ich in Stimmung komme.

Doch alles verläuft gut, und nach getaner Arbeit schließt er seine wunderschönen blauen Augen und schläft sofort ein. Ehrlich gesagt, ich habe vergessen, wie er heißt, er ist jedenfalls Produzent esoterischer Musik. Vielleicht deshalb das Winseln. Ich mache das Licht aus, rücke weit von ihm weg und dämmere in einen angenehmen Halbschlaf.

Ein lauter Schrei weckt mich und ich drehe das Licht auf. Da sitzt er auf meinem Boden und stößt Klagelaute aus, aber diesmal nicht vor Lust. Er wollte offenbar aufs Klo gehen und ist über einen halbvollen Karton mit Fotos gestolpert, die jetzt um ihn verstreut am Boden liegen.

„Hast du dir weh getan?“, frage ich, und er nimmt als Antwort ein Foto in die Hand, auf dem ich sechsjährig mit einem strengen Seitenscheitel, einem Faltenrock und weißen Socken zu sehen bin.

„Bist das du?“, fragt er.

„Ja, das war an meinem ersten Schultag.“

„Wieso hast du keine Schultüte?“

„Weil es ...“ („1952“ will ich sagen, lasse es aber lieber) „weil es damals noch keine Schultüten gegeben hat.“

„Aha ... Und warum schaust du so ernst an deinem ersten Schultag?“

„Weil es damals noch keine Schultüten gegeben hat!“, scherze ich, und seine blauen Augen schauen mich verständnislos an.

„Komm wieder ins Bett.“

Und er kommt und wir tun es ein zweites Mal.

## ..... 1. Kapitel .....

**J**etzt bin ich in der ersten Klasse. Es ist kalt und von der Decke hängt eine schwache Glühbirne ohne Schirm. Wir tauchen den Federhalter in die Tinte und schreiben kleine A's und B's und C's in unser Heft. Volksschule. Unsere Klassenvorsteherin, die Schwester Carissima, fragt mich, was nach dem C kommt. Das weiß ich. „Das D“, antworte ich, und die Schwester Carissima sagt: „Du musst lauter sprechen, Dolores, sei doch nicht so schüchtern!“

Sie nennt mich Dolores, obwohl die Mutti ihr ausdrücklich ans Herz gelegt hat, dass man mich „Doris“ nennen soll. Eigentlich heiße ich Maria Dolores, aber die Mutti mag diesen Namen nicht. Der Vati wollte, dass ich so heiße. Er hat vor dem Krieg in Argentinien in einer Missionsstation gearbeitet und war von Heimweh geplagt. Darum hat er der heiligen Mutter Maria gelobt, wenn er einmal eine Tochter hat, soll sie ihren Namen tragen. „Maria Schmerzen“. Maria Dolores. Ja, eigentlich heiße ich „Mutter Schmerzen“. Der Vati ist furchtbar katholisch. Trotzdem glaubt die Mutti nicht an die Version vom Gelöbnis an die Mutter Gottes. Sie vermutet eher, dass er dort unten mit einer gewissen Dolores „ein Pantscherl“ gehabt hat. Drum nennt sie mich jetzt „Doris“.

Die Schwester Carissima ist sehr sanft, aber die Mitschülerinnen sind so fremd und ich fühle mich einsam in der Klasse. Ich habe auch ein bisschen Angst, denn in Religion lernen wir, dass alle Heiden in die Hölle kommen und die ungetauften Kinder in die Vorhölle.

Wir malen einen brennenden Heiden in unser Religionsheft. Der Heide hat schwarze Haut und ein Baströckchen, denn wir haben gelernt, dass die Heiden meistens Neger sind. Die ungetauften Kinder in der Vorhölle brauchen wir nicht zu malen, weil es dort stockdunkel ist, sagt die Schwester Carissima. Die ungetauften Kinder müssen nämlich nicht die ganze Zeit brennen, aber sie können den lieben Gott nicht sehen.

„Und warum können sie ihn nicht sehen, sie haben ja nichts getan?“

Die Schwester wird ungeduldig: „Weil sie die Gnade des Glaubens nicht haben!“

Die Mutti geht am nächsten Tag zur Schwester Carissima und beschwert sich: „Sowas darf man Kindern nicht beibringen, die ungetauften Kinder kommen ganz bestimmt nicht in die Vorhölle, das sind ja Ansichten wie im Mittelalter!“

Und sie erzählt immer wieder davon, dass sie aufgeklärte, moderne Ansichten hat, darauf ist sie nämlich sehr stolz.

Zu Mittag, wenn die Schule aus ist, kommt die Mutti mich abholen. Wir gehen durch den siebenten Bezirk mit seinen baumlosen Straßen nach Hause. Eine Viertelstunde brauchen wir von der Schule der „Schwestern zum Göttlichen Heiland“ in der Kenyongasse bis zu uns in die Kaiserstraße. Die Häuser sind hoch und schauen unfreundlich aus. Drinnen ist es dunkel. Wir wohnen im vierten Stock ohne Aufzug. Und der vierte Stock ist nicht wirklich der vierte Stock, da gibt es noch ein Zwischengeschoss, den Mezzanin. Die Mutti jammert immer wegen der Stiegen. Aber der Vati sagt, sie soll doch ein bisschen mehr Bewegung machen in der freien Natur. Die Mutti hat nichts übrig für die freie Natur, und wenn wir sonntags wandern gehen, sagt sie immer: „Das ist

doch viel zu weit für die arme Doris, die hat ja schon Blasen an den Füßen!“

Obwohl ich gar keine Blasen habe. Schließlich geht der Vati alleine wandern.

Unsere Bedienerin heißt Frau Spagolla. Sie ist eine große Frau mit schwarzen Haaren und einer tiefen Stimme. Sie kommt dreimal die Woche bedienen, denn die Mutti putzt sehr ungern. Ich mag die Frau Spagolla, sonst hätte ich sie wohl nicht gefragt, ob sie mir den Popo verhauen will.

Da war ich gerade vier Jahre alt. Ich hab zu ihr gesagt: „Frau Spagolla, du musst mit mir ins Wohnzimmer gehen, die Rollos herunterziehen und mich übers Knie legen. Und dann musst du mir meinen nackerten Popo verhauen.“ Ich glaube, sie hat sich gewundert und war ganz verlegen, aber ich habe ihr so lang keine Ruhe gelassen, bis sie nachgegeben hat. Sie hat mit mir diese Szene gespielt. Nachher war ich enttäuscht, weil sie einen Spaß daraus gemacht hat, es sollte doch ernst sein.

Natürlich hat sie alles der Mutti erzählt, und die hat mich so komisch angeschaut und gefragt: „Ja Doris, wie kommst du denn auf solche Sachen?“

Aber ich habe nichts gesagt.

Es war nämlich so, dass mir der Vati den Popo verhauen hatte. Zum ersten Mal. Bei mir hat es nicht viel zu verhauen gegeben, denn ich war ein braves Kind. Aber an diesem Tag ist er mit mir ins Wohnzimmer gegangen, hat die Türe zugemacht, die Rollos heruntergezogen und hat mich übers Knie gelegt. Dann hat er mit der Hand meinen nackten Popo verhaut. Ich habe geweint und nachher war er ganz lieb zu mir und hat mich gestreichelt.

Am nächsten Tag ist die Mutti mit mir einkaufen gegangen zum Greißler in der Burggasse. Und sie hat der Greißlerin von der Sache erzählt: „Na, gestern hat es die Doris aber von ihrem Vati gekriegt! Aber ihm hat's ja mehr weh getan als ihr.“

Und ich habe mich geschämt und das Schämen war irgendwie angenehm. Es hat an der Stelle gekitzelt, zu der die Mutti immer „Popschilein“ sagt, obwohl das Popschilein eigentlich weiter hinten ist, und das Gacki aus dem Popschilein kommt. Aber wenn man meiner Mutti glauben darf, gehört auch der vordere Teil, dort, wo das Lulu herauskommt, zum Popschilein.

Und da war auch noch der Vorfall im Badezimmer. Der Vati ist nackt, er nimmt ein Bad, ich stehe am Badewannenrand, neben mir die Mutti.

„Das Kind“, sagt er, „das Kind soll mich ruhig da unten angreifen, damit es lernt, wie ein Mann gebaut ist!“

Und ich greife ihn da unten an.

„Weißt du“, sagt die Mutti, „der Vati meint es nur gut, er hat moderne Ansichten, er ist ja beim Theater.“ Der Vati ist nämlich an der Wiener Volksoper als Tenor engagiert. Ein Tenor ist was ganz Besonderes, er muss ständig Gesangsübungen machen.

Ich habe den Vati sehr lieb. Ich rieche so gerne an seinem Rosshaarpolster. Im Schlafzimmer stehen die zwei altdeutschen Ehebetten, und auf der Seite vom Vati liegt auf dem normalen Polster noch ein kleiner Polster, der mit Rosshaar gefüllt ist. Das ist wegen dem gesunden Schlaf. Und das Rosshaar riecht nach ihm, nach seinen Haaren, nach seiner Haut. Die Mutti riecht süßlich und nach Zwiebel, wenn sie schwitzt, aber der Vati riecht so angenehm scharf.

Mein Bett steht im Schlafzimmer von den Eltern. Der Vati kommt mit mir spielen, wenn ich im Bett liege. Er kitzelt mich, bis ich nicht mehr lache, und er zieht mir die Decke über den Kopf. Ich hab' Angst, keine Luft mehr zu kriegen, aber ich sage nichts, damit er weiter mit mir spielt.

Im Sommer sind wir im Mühlviertel auf Sommerfrische. Der Hof liegt ganz einsam in die Landschaft eingebettet, da muss man vom Bahnhof eine Stunde zu Fuß gehen, die Koffer auf dem Leiterwagerl transportieren, das von den blonden kleinen Bauernsöhnen gezogen wird.

Wochentags gibt es Sauerkraut und Knödel und alle essen aus einer Schüssel. Am Sonntag gibt es Geselchtes, der Bauer kriegt das größte Stück.

Sonntag ist auch der Tag des Gerichts für die blonden Bauernkinder. Alle sind in der Scheune versammelt. Die Scheune ist groß wie eine Kirche, und vorne ist ein Trog mit Heu. Das ist der Altar. Da müssen die Straftäter Aufstellung nehmen. Die Zuschauer sitzen am Boden und die meisten lachen schadenfroh, bis sie selbst drankommen. Es riecht nach Holz und getrocknetem Gras und Sonnenstrahlen fallen durch ein Fenster. Dann vollstreckt der Bauer die Buße. Er zieht den Buben die Hose herunter und bearbeitet sie mit der Weidenrute. Einen nach dem anderen. Das Ganze ist feierlich wie eine heilige Messe. Und ich habe wieder das Kribbeln im vorderen Popschlein.

Im Herbst wird mein Bett ins Wohnzimmer umquartiert. Es gibt noch einen Raum in der Wohnung, aber das ist das „Herrenzimmer“, und das ist für den Vati. Er ist der Herr im Haus. Da steht der Flügel, wo er jeden Morgen die Stimme trainiert.



„Ahahahaha“ und „Mimimimimi“. Er hätte eine große Karriere machen können, aber er ist halt einen Kopf zu klein und zehn Jahre zu alt, sagt die Mutti.

Jetzt bin ich sechs Jahre alt, mein Gesicht ist rund und ich habe eine kleine Speckfalte über dem Rock. Der Vati interessiert sich immer weniger für mich. Ich bin jetzt die ganze Zeit mit der Mutti zusammen, ich bin ihr Ein und Alles. Wenn ich mit dem Roller fahre, sagt sie immer wieder, ich soll aufpassen und mir nicht weh tun. Und dann falle ich hin und tu mir weh. Die Mutti hat es vorausgesagt. Und beim Schwimmen soll ich vorsichtig sein, damit ich nicht ertrinke.

Einmal bin ich mit dem Vati im Gänsehüfel und ich darf ins ganz große Becken. Plötzlich wird das Wellenbad eingeschaltet und das ganze Wasser bewegt sich und die Wellen sind plötzlich über meinem Kopf. Ich schreie wie am Spieß und der Vati glaubt ich schreie vor Vergnügen. Er steht am Beckenrand und lacht. Von da an lässt mich die Mutti nie wieder mit dem Vati schwimmen gehen. Aber ihm ist das sowieso egal, weil ich jetzt mit der Speckfalte überm Rock nicht mehr seine „Zirpe“ bin, sondern „die Tochter“.

Und mit acht habe ich noch mehr Speck angesetzt und da verliere ich endgültig seine Liebe. Ekelhaft, ein molliges Kind. Die Mutti ist ihm auch zu mollig. „Das Weib“, nennt er sie.

„Warum hab ich einen kleinen Mann geheiratet?“, klagt die Mutti immer wieder. „Er mag es gar nicht, dass ich größer bin als er, ich kann überhaupt keine Stöckelschuhe mehr anziehen.“

Und ihr Busen ist auch zu groß. Und er ist birnenförmig. Dabei sollte er apfelförmig sein.

Wir stehen im Schlafzimmer, das Ehepaar Schmidinger, getraut, bis dass der Tod sie scheidet, und ihre kleine Tochter Maria Dolores, Doris genannt. Wir sind nackt. Der Vati ist ärgerlich. Er quetscht die linke Brust von der Mutti, spielt mit ihrer Brustwarze.

„Da schau“, sagt er zu mir, „schau, die Brustwarze geht nach innen, sie soll aber herausstehen, gib acht, dass das bei dir nicht auch so wird!“

Und er fasst mir an meine Brustwarze auf der kleinen, flachen Brust.

Und ein andermal sagt er: „Deine Mutter wäscht sich nicht, und du sollst dich auch mehr waschen, du stinkst!“

Und als mahnendes Vorbild geht er, nachdem er sein großes Geschäft verrichtet hat, ins Badezimmer, sperrt sich ein und man hört das Wasser plätschern. Lange bleibt er dort drinnen.

Manchmal darf ich mit den Theatersachen vom Vati spielen. Die sind im Herrenzimmer, im obersten Fach von der Kommode. Da gibt es einen Schminkkasten mit Schminke in verschiedenen Farben. Die meisten sind schon ein bisschen eingetrocknet, denn der Schminkkasten ist fünfzehn Jahre alt. Aber der Vati hebt ihn auf und wartet auf die Gelegenheit, dass er ihn wieder benutzen darf, wenn er endlich wieder große Rollen kriegt. Ich kenne mich gut aus mit Opern und Operetten, der Vati hat viele Klavierauszüge. Das sind Bücher, wo die ganzen Noten von einer Oper drinnen stehen. Dem Vati seine Partie ist mit rotem Bleistift angestrichen. In den neuen Klavierauszügen ist nur sehr wenig angestrichen.

Drum will uns der Vati verlassen und ein Engagement in Deutschland annehmen. Aber die Mutti glaubt, es ist ihret-

wegen. Darum lässt sie sich den Busen kleiner machen. Dann wird alles wieder gut werden, es graust ihm halt vor großen Busen.

„So eine Operation ist eine gewagte Angelegenheit, und sie muss medizinisch begründet werden!“, sagt die Mutti. Also begründet die Busenärztin, dass der Busen die Mutti so sehr nach vorne zieht, dass ihre Wirbelsäule sich krümmt.

Die Mutti kommt also aus dem Spital mit einem kleinen Busen und der Hausarzt verschreibt ihr den Appetitzügler „Prelodin“, weil es dem Vati ja auch vor molligen Frauen graust.

Aber es nützt nichts. Der Vati bleibt zwar in Wien und hadert mit dem Schicksal, dass er nur mehr kleine Rollen singen darf, aber die altdeutschen Betten werden auseinandergeschoben. Der Vati schläft jetzt im Herrenzimmer, wo er ja auch hingehört, als Herr des Hauses.

Eine Scheidung kommt nicht infrage, das kann man der kleinen Doris nicht antun. Die Mutti ist gut aufgelegt, wenn sie ihre Appetitzügler nimmt, voller Energie, und die Bedienerin Frau Spagolla braucht nur zweimal in der Woche bedienen kommen.

In Sachen Kinderbetreuung wird sie abgelöst von der Tante Reserl, die ist klein und zart und hat ein Gesicht wie ein Hamster. Sie ist die ältere Schwester vom Vati.

Die Schmidinger-Familie ist aus Steyr, aus ärmlichen Verhältnissen und die Großmutter hat zwölf Kinder zur Welt gebracht. Sieben sind am Leben geblieben, eins davon war die Tante Reserl. Sie hat schon mit vierzehn in Dienst gehen müssen, nach Wien zu einem reichen Ehepaar, und ist treu bei ihrer Herrschaft geblieben bis zu deren Tod. Und dann hat Gott sie belohnt und sie hat die Wohnung geerbt. Eine

Wohnung, die im ersten Stock liegt und deshalb noch dunkler ist als unsere.

Die Tante Reserl soll sich ganz lieb um mich kümmern, weil sie doch in ihrem Herzen auch ein Kind geblieben ist. Sie ist unschuldig, sie hat dem Manne entsagt, das Fräulein Therese Schmidinger. Aber sie hat ja ihren Jesus. Die aufgeklärte und moderne Mutti sagt: „Die Tante Reserl hat den religiösen Wahn!“ Die Tante Reserl glaubt nämlich an die Weissagungen des Pater Pio. Der hat die Wundmale Christi an den Händen und trägt deshalb Handschuhe ohne Finger. Und er sagt die große Strafe Gottes für die Sünden der Menschen voraus. Drei Tage Finsternis. Die Tante Reserl besteht darauf, dass auch in unserer Wohnung immer geweihte Kerzen vorhanden sind, für den Fall, dass die Weissagung eintritt. Die Kerzen liegen in einer Lade im altdeutschen Kasten, der unser Wohnzimmer schmückt. Er ist mit allerlei geschnitzten Sachen verziert, Obst und Blättern und seltsamen Tierköpfen, Wildschweinen, Hirschen und Füchsen.

„Ein Alptraum zum Abstauben!“, sagt die Frau Spagolla.

Der Kasten ist mir unheimlich und vor allem die geweihten Kerzen und die Aussicht auf drei Tage Dunkelheit machen mir Angst. Aber noch schlimmer ist es, wenn mir die Tante Reserl aus der „Katholischen Bilderbibel“ vorliest. Das ist ein riesiges schwarzes Buch mit schwarzweißen Zeichnungen. Und da gibt es ganz hinten, nach „Die Erscheinung des Menschensohnes“ ein Bild mit dem Namen „Das siebente Siegel“.

„Das ist die Vision des Johannes!“, sagt die Tante Reserl. „Vom letzten Strafgericht!“ Und sie lächelt dabei.

Ritter hoch zu Pferd stechen mit Schwertern auf Menschen ein. Einer der Reiter nimmt statt dem Schwert eine Sense

und hat einen Totenschädel als Kopf. Die Menschen am Boden heben die Hände und flehen um Gnade. Ein alter Mann beugt sich über eine sterbende junge Frau, der ein totes Baby aus der kraftlosen Hand rollt. Sogar die Gesichter der Pferde sind angstverzerrt. Und oben drüber, in einer Wolke, thront der liebe Gott und wird von jungen Männern angebetet, die weiße Kleider tragen und auf Harfen spielen.

Das Kind weiß, dass das Weltgericht nur die Sündigen trifft und nicht die Menschen, die reinen Herzens sind, aber man kann nie ganz sicher sein, was eine Sünde ist und was nicht. Tante Reserl jedenfalls ist reinen Herzens, und wenn sie ein Bad nimmt, behält sie die Unterwäsche an. Und sie hat Freude am Leben, obwohl sie katholisch ist. Da kommt es schon einmal vor, dass sie gegen die Völlerei sündigt. Sie isst gerne von den Ölsardinen, die es am Freitagabend gibt, aber am Sonntag isst sie vom Henderl nur den Pürzel, als Selbstzüchtigung. Und wenn sie nach Mariazell wallfahren geht, gibt sie rohe Erbsen in die Wanderschuhe, als Buße für ihre Sünden.

1956 bekommt die Mutti einen Eiskasten. Der Vati hat sich lange geweigert, so viel Geld auszugeben, aber schließlich hat er nachgegeben. Er ist geizig, sagt die Mutti, schrecklich geizig.

„Aber der Geiz ist doch eine Todsünde!“, sagt die Tante Reserl.

„Na ja, sehr sparsam halt!“, antwortet die Mutti ungeduldig, sie ist schlecht aufgelegt, weil ihr die Prelodin ausgegangen sind.

„Man kann sich ja nie irgendwelche Vergnügen leisten, von dem bisschen Haushaltsgeld“, sagt sie, „dabei verdient er

doch genug als Bundesangestellter. Und man muss sich ja genieren, wenn er im Gasthaus einen einzigen Groschen Trinkgeld gibt!“

Sie kramt in der Handtasche und findet dort ihr letztes Prelodin. Sie schluckt es mit einem Glas Wasser hinunter.

„Aber man kann es ja verstehen“, sagt sie dann in mitleidigem Ton, „seine Familie war schrecklich arm, wie er ein Kind war. Und da hat er das Sparen halt im Blut.“

Ich stelle mir vor, wie sich die gesparten Groschen im Blut meines Vaters ansammeln und immer mehr werden. Eines Tages wird er wohl zu scheppern anfangen.

Mittlerweile bin ich in eine Wohnung in Ottakring gezogen, mit Blick auf den Brunnenmarkt, wo ich mit den Stndlern und Stndlerinnen bald gut Freundin bin. Die schönsten Paradeiser kriege ich, auch die schönsten Leberkässemeln, und mit den Damen in der Trafik, Mutter und Tochter namens Bauer, wird allmorgendlich der letzte Tratsch ausgetauscht.

„Die Carla vom Unterhosenstandl ist schwanger!“, begrüßt mich eines Tages die Frau Bauer seniorin. An der Ecke gibt es nämlich einen Stand mit allerlei Textilien, es werden dort auch riesige rosa Unterhosen mit knielangen Beinen verkauft, die bei den alten Frauen des Bezirks Ottakring reißenden Absatz finden. Den Stand betreuen zwei junge Damen, die Carla und die Roswitha, die nachts am Gürtel stehen und sich was dazuverdienen. Die Roswitha ist ganz dünn und raucht Kette, die Carla ist rund wie eine Kugel und holt sich immer die Cremeschnitten vom Greißler Gelbmann. Darum sieht man nicht, dass sie schwanger geworden ist, und woher es die Frau Bauer weiß, ist ein Geheimnis. Bis dann eines Tages ein Kinderwagerl mit Inhalt beim Unterhosenstandl steht.

Die Unterhosenhändlerinnen haben eine Wohnung in der Friedmannngasse, direkt gegenüber von mir, und ihr jüngerer Bruder, der unförmig wie seine Schwester Carla ist und dazu noch geistig behindert, schaut den ganzen Tag aus dem Fenster. Neben ihm seine Schäferhündin „Hexi“, die so bisig ist, dass sie sogar zuhause einen Maulkorb trägt. Manchmal treffe ich den jungen Mann bei der Frau Bauer in der

Trafik, die er schweigend betritt und in der er ebenso schweigend von unter der Budel die neuesten Sexheftln hinübergereicht bekommt.

Der Standler Otto, der eine Lederhose trägt und einen Steirerhut auf dem roten Säuferschädel, lässt verlauten, dass der junge Mann unterm Hitler vergast worden wäre und das sei auch recht so.

„Und es is a Frechheit“, sagt er, und nimmt drohend eine Banane in die Hand, „jetzt kumman die Tschuschn und nehmen uns Deutschen die Standln weg!“

Tatsächlich, es gibt ein einheimisches Standlersterben am Brunnenmarkt. Der Grund ist meistens Leberzirrhose.

Mitten in mein idyllisches Dasein platzt Ehemann Nummer zwei, von dem ein Bekannter sagt: „Den überspring’ ich!“, als er die Hochzeitseinladung bekommt.

Der Ehemann Nummer zwei heißt Bruno Holzweissig und ist ein norddeutscher blonder Hüne, zwei Meter groß. Er hat eine kurze Stupsnase, die seinem Gesicht etwas Kindliches verleiht, was zum übrigen Bruno nicht so recht passt. Es ist nicht die große Liebe, aber er will mein Leben in Ordnung bringen, und das ist bitter nötig, denn mein Alkoholkonsum ist wieder einmal am obersten Limit und meine Finanzen sind ein einziges Durcheinander. Als erstes übernimmt Herr Holzweissig fürsorglich die Verwaltung meines Einkommens, denn er hat, wie er sagt, die Handelsakademie in Hamburg mit Erfolg abgeschlossen. Soeben wurde sein Arbeitsverhältnis in der Finanzabteilung beim ORF beendet. Warum, danach frage ich nicht.

Wir heiraten im Februar und der Bruno hat für diese Gelegenheit einen Bus der Wiener Linien gemietet, der am Schle-



singerplatz vor dem Standesamt steht. Wir sind schon alle im Bus versammelt, Kollegen sind da und Freunde, und es wird Schnaps ausgeschenkt. Der Termin ist in einer Viertelstunde, aber der Bräutigam kommt nicht daher. Er hat noch kein „Ehebefähigungszeugnis“, das er als Ausländer braucht.

Im Standesamt öffnet sich ein Fenster und eine Sekretärin beugt sich heraus und ruft: „Der Herr Holzweissig hat angerufen, er wird sich ein bisschen verspäten!“

Das ist natürlich lustig – eine Hochzeit ohne Bräutigam – und wir sind sehr gut aufgelegt. Zehn Minuten später schaut der Standesbeamte, der Herr Magister Fasching, selbst aus dem Fenster. Der Herr Magister Fasching ist ein Mann in einem grauen Anzug und mit einer tropfenförmigen Brille auf der Nase. „Der Termin wäre in fünf Minuten!“, ruft er zu uns herunter.

„Nehmen S’ derweil die Nächsten dran!“, schreie ich hinauf.

Der Pianist Gustl Zelibor, ein bekannter Musiker, der auch den berühmt-berüchtigten Heinz Conrads begleitet, hat bei uns die musikalische Untermalung übernommen und sagt: „Brauchen S’ kan Musiker? Ich spiel gerne umsonst, bis der Bräutigam da ist!“

„Ja, doch, kann nicht schaden“, ruft der Herr Magister Fasching aus dem Fenster. Der Gustl reibt sich die Hände und geht derweil auf eine andere Hochzeit Klavierspielen. Eine Dreiviertelstunde und drei Hochzeiten später kommt endlich der Bruno in seinem dunklen Anzug daher und wachelt mit dem Ehebefähigungszeugnis. Wo er das so schnell hergekauft hat, weiß ich nicht, denn bei der Hochzeit mit dem Dai hat es eine Woche gedauert, bis alles beglaubigt und unterschrieben war.

Aber jetzt kann die Verehelichung stattfinden. Unsere Gruppe pilgert in den Festsaal des Standesamts.

Die Zeremonie beginnt. Der Herr Magister Fasching räuspert sich, mit ernster Miene erhebt er seine Stimme zu einem feierlichen Sermon. Doch die ernste Miene hat einen erheiternenden Effekt und das angehende Ehepaar und seine Freunde fangen an, hysterisch zu kichern.

„Ich muss ernst bleiben“, sagt der Herr Magister Fasching, verbeißt sich das Lachen und wischt sich den Schweiß von der Stirn. Dann bemüht er sich, noch feierlicher zu sprechen, doch das bewirkt nur noch mehr Gekicher.

„Ich sollte ernst bleiben!“, sagt der Herr Magister Fasching mit versagender Stimme, jetzt hat er schon Tränen in den Augen. Und als der Gustl Zelibor dann das Lied „Auch du wirst mich einmal betrügen“ anstimmt, kommt ein: „Ich kann nicht mehr ernst bleiben!“, und der Herr Magister Fasching stimmt in unser haltloses Gelächter mit ein.

Nur mit Mühe können am Ende die Ringe gewechselt werden und der Brautkuss erntet einen frenetischen Applaus. Jetzt heiße ich Holzweissig.

Der Bruno ist ein strenger Ehemann, ganz im traditionellen Sinn, und ich vergesse, dass ich eigentlich Feministin bin, und spiele die gehorsame Ehefrau. Er ist kein guter Liebhaber und findet, die Frau müsse nicht bei jedem Verkehr einen Orgasmus haben. Also beschränkt sich das Vorspiel darauf, dass ich ihn mit dem Mund verwöhne, bis er sein gutes Stück endlich hineinsteckt und sehr bald abspritzt.

Als ich ihn bitte, auch mich einmal zu verwöhnen, zeigt er mir die Zunge. Aber nicht aus Bösartigkeit, sondern nur um

mir zu zeigen, dass sie am unteren Gaumen angewachsen ist, und deshalb für orale Tätigkeiten nicht geeignet.

Immerhin bringt der gnadenlose Gatte auch meinem Hund Manieren bei, und der Taverl lernt „Sitz!“, und „Platz!“ und „Geh in deinen Korb!“.

Manchmal versucht der Bruno witzig zu sein. Wenn jemand niest, sagt er: „Hatschi, mein Schmatzi, hast Schnuppe du Schaf!“, und wenn man auf die Todesstrafe zu sprechen kommt, „Rübe runter, Kohlkopf ab!“.

Der Bruno erzählt, dass er in der Staatsoper eine Anstellung als finanzieller Leiter bekommen hat. Komischerweise geht er nicht zu geregelten Zeiten zur Arbeit, sondern sitzt vormittags im Café „Sperl“ bei einem kleinen Braunen und liest die Zeitungen. Außerdem will er mich managen und kauft sich deshalb Kugelschreiber, Bleistifte, vier Schreibblöcke, einen Radiergummi und einen Bleistiftspitzer. Ich muss den Schreibtisch im Kabinett räumen, weil er einen Arbeitsplatz braucht. Nach einem Monat ist der Schreibtisch noch jungfräulich und die Utensilien sind immer noch unangetastet in der Lade.

Bald darauf geht es mir sehr schlecht. Ich muss wieder viel weinen und habe Schweißausbrüche und es ist, als würden meine Eingeweide zerreißen. Ich suche wegen meiner Alkoholsucht den berühmten Therapeuten Professor Erwin Ringel auf. Der lässt mich auf der Stelle in die Psychiatrie einweisen, wo ich einen Entzug mache. Und zwar mit einer sogenannten „Schlafkur“, wo man im schönsten Schlaf zum Essen und zum Klogehen geweckt wird.

Die Psychiatrie ist vor Kurzem in ein neues Gebäude verlegt worden und es gibt sogar eine Videokamera im Zimmer, wo

man die Patientinnen beobachten kann. Als ein junger Arzt am vierten Tag Visite macht, erzähle ich ihm, dass sich die Äste der Bäume draußen vor dem Fenster in Arme verwandeln und nach mir greifen wollen, aber er hört mir, glaube ich, nicht richtig zu. Sonst hätte nicht passieren dürfen, was jetzt kommt. Etwas später höre ich nämlich fremdartige Stimmen und die Videokamera verwandelt sich in eine Ratte.

Ich wache auf mit EEG-Plättchen am Kopf. Was ist geschehen? Der zuständige Oberarzt wird sehr ernst: „Sie haben ein Entzugsdelirium gehabt“, sagt er. „Sie sind uns fast gestorben. Zum Glück sind Sie hinausgerannt auf den Gang und haben nach den Schwestern gerufen. Dort haben Sie dann einen epileptischen Anfall bekommen und wir haben Ihnen eine Spritze gegeben. Sie wissen, dass Sie nie wieder einen Tropfen trinken dürfen!“

Nach der Entlassung bin ich also trocken, und der Bruno überwacht mich streng. Ich verliere auf einen Sitz fünf Kilo an Gewicht.

Der Bruno hingegen wird fett. Ich koche für ihn die „Atkins-Diät“ und friere portionsweise Fleischgerichte ohne Kohlehydrate ein. Doch er isst heimlich Schokolade und sein mächtiger Bauch schrumpft um keinen Zentimeter. Dafür gestattet er mir hie und da ein Bier und mein Alkoholkonsum nimmt langsam wieder zu.

Ich wünsche mir ein Kind. Aber ein Kind will nicht kommen. Deshalb gibt uns der Frauenarzt den Ratschlag, im AKH eine sogenannte „Serie“ zu machen. Da wird zuerst die Zeugungsfähigkeit des Mannes getestet in einem kleinen Raum, wo diskret ein paar Pornohefte herumliegen, wie der Bruno erzählt. Wenn alles in Ordnung ist mit den Spermien, dann

muss die Frau täglich morgens in die Ambulanz kommen, vom ersten Tag der Regel an. Ihr Östrogenspiegel wird gemessen und die Schwester sagt: „Heute kein Verkehr, morgen wiederkommen!“

Und nach ca. nach 12, 13 Tagen, sagt dann die Schwester: „Heute Verkehr, nicht waschen, morgen wiederkommen!“

Na und dann muss es passieren. Du ziehst die Reizwäsche an, stellst deine persönlichen Lüste hintan und bearbeitest ihn, bis er ganz erregt ist. Dann setzt du dich drauf und lässt ihn kommen. Nicht waschen und am nächsten Tag wiederkommen.

Und wieder: „Heute Verkehr, nicht waschen, morgen wiederkommen!“

So geht das fünf Tage lang, bis es wieder heißt: „Kein Verkehr, morgen wiederkommen!“

Aber kein Erfolg stellt sich ein. Mein Schoß ist dürr und brach, wie es bei den Dichtern heißt.